

# Diogenes

*Leseprobe*



Alle Rechte vorbehalten.

Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Diogenes Verlag AG  
[www.diogenes.ch](http://www.diogenes.ch)

Diogenes Taschenbuch 23915



Christian Schünemann

*Die Studentin*

*Der dritte Fall  
für den Frisör*

*Roman*

Diogenes

Umschlagfoto: Copyright © Dennis Galante /  
Corbis / Specter (Ausschnitt)

*Für Jelena, Nina und Luca*

Alle Rechte vorbehalten  
Copyright © 2009  
Diogenes Verlag AG Zürich  
[www.diogenes.ch](http://www.diogenes.ch)  
100/09/8/1  
ISBN 978 3 257 23915 7

**A**m Fahrradständer fand ich keine Lücke. Ich schob weiter zur Hauswand und entdeckte den Seiteneingang zum Anglistik-Institut, eine Abkürzung, die den Umweg über den Haupteingang erspart. Vielleicht wäre mir sonst das Blaulicht aufgefallen.

Auf den Sitzbänken im Foyer hockten heute nur vereinzelt Studenten. Die anderen waren wohl alle in der Vorlesung, bis auf die Kindsköpfe, die im Garten um die Tischtennisplatte rannten und alles daransetzten, mit einem Hechtsprung den Ball zu erwischen und dem Gegner vor den Latz zu schmettern. Als ob es nichts Wichtigeres gäbe. Ich überlegte, ob ich zuerst das Buch zu Sebastian in die Bibliothek tragen oder kurz bei Franz im Anglisten-Café vorbeischaun sollte.

Nein, ich wollte zuerst gucken, wie es Rosemarie ging, nach der Aufregung um die eingeworfene Scheibe gestern. Da sah ich die Polizisten.

Mir kam es vor, als folgte ich den Männern in Uniform, dabei gingen sie mir nur voraus. Wir hatten dasselbe Ziel. Es war derselbe Gang, wo ich in der vergangenen Woche mit Steffi Zahn über ihre Promotion geplaudert hatte, vor dem Büro der Professorin Mara Markowski, in dem seit einiger Zeit eine Reihe merkwürdiger Ereignisse die Ruhe der Geis-

teswissenschaft störte. Was wie ein alberner Streich begann, hatte sich zu gemeinen Anschlägen gesteigert.

Die Polizisten bogen ab ins Sekretariat. Irgendwo wurde leise gemurmelt, ein Schluchzen, Geräusche hinter geschlossenen Türen. Hinter mir kam jemand den Gang entlang gelaufen, sehr schnell, es war Rosemarie, die da einen Sprint hinlegte, an mir vorbei, bis an die Tür. Der Durchgang war mit einem Band versperrt. Rosemarie stand still, öffnete Augen und Mund so weit, dass ich dachte, sie lacht gleich los. Doch nichts dergleichen geschah. Jemand nahm sie beiseite und führte sie weg.

Ich trat näher. Von hier konnte ich quer durchs Sekretariat ins Büro sehen. Hinter dem Schreibtisch lag ein sperriges Hindernis, über das sorgfältig ein Tuch gebreitet war. Aus der stillen, weißen Landschaft aus Hügeln und Tälern ragte eine kleine Erhebung empor, eine Spitze, die Nase eines Toten. Mir wurde übel. Wieder hatte der Unbekannte zugeschlagen, und dieses Mal hatte er getroffen.

Ich war unfähig, einen der Uniformierten zu fragen: Ist es die Professorin Mara Markowski, die da tot am Boden liegt?

»Aus dem Weg!«

Zwei Männer stellten dem Toten als letzte Dienstleistung den Sarg bereit.

»Was machen Sie denn hier, Herr Prinz?«

Ich kannte die Stimme. Wie ertappt drehte ich mich zur Kriminalkommissarin um. Wie sollte ich ihr in wenigen Worten erklären, was ich, der Münchner Frisör, am Anglistik-Institut der Ludwig-Maximilians-Universität im Büro bei einer Leiche verloren hatte? Dass ich Vorlesungen besuchte, Fahrrad fuhr statt Taxi, für einen lockigen Studen-

ten schwärmte und in der Bibliothek englische Literatur auslieh. Ich sagte: »Frau Glaser, das ist eine gute Frage.«

Alles hatte mit Rosemarie angefangen, vor etwas mehr als einem Monat in London, genauer gesagt, in der Royal Albert Hall. Rosemarie war damals noch keine Studentin und mir völlig unbekannt. Und ich hatte ganz andere Sorgen.

Ich sah auf die Uhr. Noch vier Stunden bis zum Auftritt. Meine Tänzer reihten sich zur Musterung. Alles so weit sehr schön. Den Cowboyhut lässig im Nacken, damit man über Stirn und Ohren das Konzept der Schnittkonturen erkennt, das Dennis, mein Top-Stylist, dringend noch besser herausarbeiten musste. Dazu die enganliegenden Leggings als violett schimmernder Kontrast zu den silbernen Cowboystiefeln – genau so hatte ich es mir vorgestellt. Aber bitte nicht mit diesem Gekräusel: »Ich hatte gesagt: Keine Brusthaare!«

»Rasierschaum für Henry und Jimmy.« Kitty notierte.

Ich sagte: »Und für Archie etwas zum Ausstopfen. Ich will nicht, dass ihm die Stiefel ins Publikum fliegen.«

»No problem«, meinte Kitty.

Diese Kleinigkeiten gehören zur Vorbereitung der Show wie Lavendel in die Pflege für strohiges Haar. Den ganzen Tag schufteten die weltweit besten Frisöre hinter den Kulissen mit Perücken, Schminke und Stoffen für eine Drei-Minuten-Show, damit am Abend, draußen auf der Bühne, nichts haken und alles glatt durchlaufen würde. Aber nicht so: Was, bitte schön, sollte ich mit diesem Haarteil anfangen?

Bea, meine Farbstylisten, hatte es noch in München vor unserer Abreise für dieses Styling eingefärbt. Raffiniert



schimmerte es in einem leuchtenden Orange, aber um glatt zu liegen, war es zu dick, im Ansatz zu wulstig, und in den Spitzen franste es struppig aus. Wozu castete ich ein Supermodel mit Beinen bis zum Mond und Augen wie der tiefblaue Himmel, wenn ich es mit diesem Lappen auf dem Kopf über die Bühne schickte? Totlachen würden sich die Modejournalisten und Fotografen, die mit Stielaugen und riesigen Objektiven lauerten und abschätzten, was der große Tomas Prinz ihnen hier, bei der diesjährigen *Alternative Hair Show*, als den letzten Schrei präsentierte. Ich war unter Druck und behindert von dem Kerl, der mit geschulterter Kamera fürs Fernsehpublikum einfing, wie ich hier bei der Vorbereitung ratlos das Haarteil drehte und wendete.

»Bea, was ist da passiert?«, fragte ich streng.

»Das Haar ist nicht richtig geknüpft.« Bea war ganz sachlich. »Mir kam es gleich komisch vor. Darum hatte ich dich gestern ja auch gebeten, dass du es dir noch einmal anschaust.«

Mein Fluch war nicht mehr als ein Schnalzen im Geschrei und Gelächter. Meine Konkurrenten hatten keine Probleme, arbeiteten zügig und wussten genau, was sie taten. Das Kerlchen aus der Chicago-Truppe besprühte mit Hingabe die Sohlen von extravaganten Stiefeln. Wie Zipfelmützen wurden sie von seinen Kollegen mit Nadel und Faden auf das Resthaar eines weißgeschminkten Schädels geheftet. Keine leichte Aufgabe. Die Römer montierten in einem Nest aus meterlang geschweißtem Kunsthaar eine asymmetrische Styroporvorrichtung. Und der Kollege aus Wien drückte einen Strubbelkopf mit sanfter Gewalt in eine Gummimaske mit erbsengroßen Warzen. Auch eine hübsche Idee. Die Fra-

ge bei diesem Wettkampf lautete: Wer bekommt vom Publikum – fünftausend angereiste Frisöre, die einmal im Jahr die Besten der Besten erleben wollen – heute Abend am meisten Jubel und Applaus? Wir wohl kaum. Wir hatten einen verknüpften Lappen und eine handfeste Krise. Ich schmiss das Haarteil in den Müll.

Bea zog sich wie ein Statist in den Hintergrund zurück, und Dennis ließ die Schere sinken. Ich musste entscheiden, wie es weiterging, müsste, wie Mutter es mit lauter Stimme in ihren Sitzungen tut, meine Leute auf Spur bringen und augenblicklich die richtige Entscheidung treffen. Ich sagte: »Kurze Pause.«

Erst einmal raus hier.

Was gelang mir überhaupt? Nicht mal, Aljoscha am Telefon zu überreden, von Moskau nach London zu kommen und sich meine Show anzusehen. Wir hatten heftig gestritten, gestern Abend. Ich stolperte.

»Tommy, how does it look like?« Julia, meine Choreographin, hatte es sich mit ausgestrecktem Bein und einem Becher Kaffee unter einem Tisch bequem gemacht und ein Haarteil mit barocken Locken in ihren praktischen Kurzhaarschnitt gehängt. Das Ding musste sie in einer der Taschen gefunden haben, die vollgestopft waren mit Lurex- und Klebebändern, Sonnenbrillen und Verlängerungsschnüren. Sie wollte mich aufmuntern und fragte kichernd: »Isn't it like Marie Antoinette?«

Wie viele Shows wir schon gemeinsam durchgezogen hatten: Die herbe Frida-Kahlo-Performance mit den bunten Blumen in den Hochsteckfrisuren. Die farbige Choreographie mit den Smileys. Und der Coup mit den Jungs in weißen

Unterhosen, lange bevor die Amerikaner mit ihren Wäsche-models anfangen. Aber womit konnte man heute noch Auf-sehen erregen?

»It's nice«, sagte ich zu Julia und ging Richtung Bühnen-ausgang.

Weil ein Mosaikstein fehlte, musste ich völlig umdispo-nieren und alles über den Haufen werfen, was ich mit einem großen Model und einem kleinen Haarteil geplant hatte.

»Entschuldigung!«, sagte eine Frauenstimme. Ein hoch-gewachsener, schmaler Körper drückte mich gegen den Tür-rahmen. Die junge Frau wollte rein, ich raus. Ihr blasses Gesicht bestand nur aus Brille, aber ihr Haar war außerge-wöhnlich: dick, kräftig, rotblond und so viel, dass man so-fort hineingreifen und Sachen damit anstellen wollte. Die Tür schlug hinter ihr zu.

Ich stand draußen und atmete durch. Wie hoch der Londoner Himmel war. Das ist nicht oft so.

»He, Alter, Platz da!«, schnauzte ein Rowdy von der Hebebühne eines Lastwagens.

Ich ging um den kreisrunden Kuppelbau herum und überquerte die Kensington Road zum Denkmal von King Albert, der beständig unter seinem Dach zwischen den Säulen residiert. Bei den Stufen half ich einer Nanny mit dem Kinderwagen. Ihre Uniform und der Fratz, der mich aus spitzenbesetzter Kapuze anglotzte, waren wie aus einer an-deren Zeit. Ich nahm den Hauptweg durch Kensington Gar-dens, die gerade Verbindung über den See in den Hyde Park hinein.

Nicht weit von hier, in der New Bond Street, hatte ein-mal mein Leben als Frisör angefangen, beim größten Frisör

aller Zeiten, Vidal Sassoon. Mit dem Mut eines 18-Jährigen war ich einfach reingegangen, zu ihm in den Laden, und nicht wieder weg, bis ich bekam, was ich wollte: Lernen, was ein guter Frisör ist – mit dem Auge für die Genauigkeit, dem Maß für Proportion und der Fingerfertigkeit für den perfekten Schnitt. Fast fünfundzwanzig Jahre ist das jetzt her. Damals konnte ich mir gerade mal ein Paar Schuhe mit Ledersohlen leisten, und Maßhemden interessierten mich noch nicht. Ich bewunderte die Kreativität der Chelsea-Punks, die auf der Kings Road abhingen, und träumte in meinem kleinen Zimmer in der Lincoln Street von der großen, starken Liebe und manchmal von einer Zuehfrau wie heute meine Agnes. Jeden Penny Trinkgeld kratzte ich zusammen, um bloß keines der Musicals auf der Shaftesbury Avenue zu verpassen. Ich glaube, es waren gar nicht die schrillen Kostüme und Frisuren, die mich bannten, sondern die Spielwut der Menschen, die da oben auf der Bühne alles gaben. Wir im Publikum dankten es ihnen Abend für Abend mit kreischender Begeisterung.

Damals wurde mein Talent entdeckt, die Lässigkeit, kreativ mit dem Haar, dem phantastisch seidigen Material, umzugehen, Moden zu erspüren und Trends zu setzen. Ich war dann auch derjenige, der für Vidal Sassoon um die Welt reiste und den Frisören die Philosophie vom perfekten Schnitt erklärte und ihnen diese Kunst vorführte. Und die Nanny, die da hinten jetzt die Enten fütterte und ihren Pagenschnitt für meinen Geschmack einen Fingerbreit zu kurz trug, war nicht die Einzige, die keine Ahnung hatte, wie revolutionär wir nach der düsteren Zeit des Ondulierens, Toupierens, der Dauer- und Wasserwellen gewesen waren.

Aber mit den Gummimasken, dem Styropor und den Lackstiefeln der Kollegen-Frisöre im Theater hatte ich nie etwas am Hut. Mir ging es immer um die Haare.

Die Familien spazierten im Sonntagsstaat in der Sonne durch den Hyde-Park, und jeder Scheitel hatte seinen Platz.

Ich ging zurück. Ich hatte eine Idee, wie wir auch ohne Haarteil punkten könnten.

Dennis arbeitete an den Konturen, Bea polierte die silbernen Stiefel. Und Kitty war immer noch auf der Suche nach Rasierschaum.

»Wie viel Zeit haben wir?«, fragte ich.

»Bis zur Generalprobe – eineinhalb Stunden«, sagte Bea.

Jetzt kam es auf jede Minute an, und jeder Handgriff musste sitzen.

»Tommy«, schrie die Disponentin mit Headset und Klemmbrett durch die Garderobe. »Draußen ist eine junge Dame. Die will dich unbedingt sprechen.«

»No way«, sagte Dennis.

Und Bea: »Claire, bitte setz dich.«

Das Model starrte in ihr Spiegelbild, als wollte sie das Ergebnis erahnen, das ich in dieser Minute genau vor mir sah.

Eineinhalb Stunden später stand die Choreographin Julia auf der Bühne und klatschte kurz und energisch in die Hände. Jeder weiß, was das in der Sprache der Turnlehrer und Choreographen heißt. Claire bezog oben auf der Treppe unter dem Spotlight Position und senkte den Kopf, während sie den Fuß vorstellte. Dann hob sie das Kinn. Sie war jetzt die Königin. Die Tänzer verkrümelten sich in die Kulissen, und ich schlich ins Parkett, um aus dem Halbdunkel mit dem Zuschauerblick die Probe zu beobachten.

»Musik!«, rief Julia.

Jeder Schritt von Claire die Treppe hinunter war begleitet von einem Hammerschlag aus der Lautsprecheranlage. Streng ihr Pony, locker die gebügelten, in sich verdrehten Partien, die mit unsichtbaren Haarnadeln und etwas Spray zu einem kunstvollen Gebilde aufgesteckt waren. Mädchenhaft und gleichzeitig verrucht sah es aus, aber die eigentliche Krönung war das bunt glitzernde Diadem. Wunderbar zu beobachten, mit welcher Leichtigkeit die Haare im Nacken sprangen und jede noch so kleine Bewegung mitmachten. Dieser Effekt lässt sich nicht chemisch herstellen, sondern nur durch die Kunst, winzige Millimeter schräg in die Spitzen zu schneiden, ohne dabei die gerade Linie zu gefährden. Eine zeitraubende Arbeit, aber das Ergebnis ist unglaublich. Claire präsentierte sich im Zentrum der Bühne: Mit dem raffiniert geschürzten Rock aus glänzender Seide schien sie nur aus Beinen zu bestehen, die sich in den Schühchen von Vivienne Westwood noch einmal um zwei Handbreit verlängerten. Ein toller Auftakt.

Die Musik änderte jäh das Tempo. Die zarten Geigenklänge hatten wir extra komponieren lassen. Claire badete im weichen Licht. Sie beherrschte perfekt die charmanten Kleinigkeiten, diese Abfolge von Drehung, Blick, Lächeln, und das Timing, mit dem sie die zentimeterlangen Wimpern mit dem feinen Muster – mein Mitbringsel aus Japan – auf- und niederschlug, kleine Vogelschwinge, auf denen sich sanft die Schneeflocken niedergelassen hatten. Claire tanzte Striptease, ohne Haut zu zeigen, sexy und selbstvergessen nur für sich. Bis die Jungs kamen – hier wurde die Musik wieder ruppig. Breitbeinig stiefelten sie glitzernd und halbnackt aus den Kulissen, als würden an ihnen rechts und links

schwere Colts hängen. Ich liebte diese Parodie. Und Dennis hatte mit seiner Arbeit gezeigt, was ein Top-Stylist aus einem Frisurenkonzept machen kann, auch wenn zu befürchten war, dass das Publikum es bei den breiten Schultern und knackigen Hintern nicht groß beachten würde. Die Männer tanzten an Claire heran, und das sah so weit ganz passabel aus. Dann stolperten sie und lagen ihr irgendwie zu Füßen. Aus.

»Hübsch«, sagte ich. »Wirklich, ganz hübsch.«

Aber eben nur hübsch.

Julia hielt sich die schmalen Hüften, als hätte sie nach einem anstrengenden Lauf Seitenstechen, und schaute misstrauisch zu mir herunter in den Zuschauerraum.

»Nur das Ende gefällt mir nicht«, sagte ich. »Das Ende macht alles kaputt. Es ist einfach langweilig. Mir fehlt der Clou, versteht ihr? Es gibt keinen Höhepunkt.«

Die Truppe da oben ließ ratlos die Schultern hängen. Mit meiner Kritik hatte ich ihnen den Saft abgedreht.

»Okay, ihr Süßen.« Ich wusste jetzt, wie die Choreographie sein musste. »Wir wollen doch eine kleine Geschichte erzählen. Vielleicht so: Du, Claire, ignorierst zuerst die Jungs. Und Henry, Jimmy und Archie – ihr verlasst euch nicht nur auf eure hübschen Ärsche, sondern legt euch mal richtig ins Zeug. Ihr müsst immer wieder an Claire rantanzen, und du, Claire, reagierst. Sie gehen dir auf die Nerven. Du willst sie nicht. Sie sollen abhauen. Gib ihnen einen Tritt, einen Schlag, einen Hieb – extra und mit voller Kraft. Dann, Jungs, fällt ihr um, und das war's.«

»Okay«, sagte Julia. Und noch einmal: »Okay. Wir machen Comedy.«

Meine Choreographin hatte mich verstanden.

»Kommt, probieren wir es! Auf die Plätze!«

Claire unter das Spotlight, die Tänzer in die Kulissen.

»Musik!«

Claire schreitet forsch die Treppe herunter, ins Zentrum der Bühne. Tempowechsel. Claire wiegt sich, klimpert mit den Wimpern, tanzt selbstvergessen ihren Beinahe-Strip-tease – und jetzt die Jungs! Tanzen an Claire heran, während sie ihre Verehrer nicht zu bemerken scheint. Henry, Jimmy und Archie posieren und tun alles, um einen Blick von ihr zu erhaschen, aber Claire – viel besser! – bleibt ganz bei sich, erteilt, ohne es anscheinend auch nur zu bemerken, Archie einen Hieb – der geht empfindlich getroffen zu Boden – versetzt Henry einen Schlag – der rollt gekonnt zur Seite – und jetzt kriegt Jimmy seinen Tritt – extra und mit voller Kraft. Zu viel Kraft.

Ich glaubte zu hören, wie der Absatz brach.

Claire schrie.

Bei meinem Sprung auf die Bühne ging die Musik aus.

Sie lag am Boden. Der Absatz war völlig in Ordnung.

»Claire, bist du okay?«

Sie stöhnte. Natürlich war sie nicht okay.

»Einen Arzt!«

Schon jetzt konnte man sich nicht mehr vorstellen, dass dieser Knöchel noch vor einer Minute einmal schlank und schön gewesen sein soll.

»Fuck!«

Das war's. Game over. Wir hatten einfach kein Glück.

»Entschuldigung«, war eine Stimme zu hören, laut und ganz schön forsch.

Dieses Gesicht, das nur aus Brille bestand, umrahmt von



wunderschönen rotblonden Haaren, sah ich jetzt schon zum zweiten Mal. Sie trat ins Scheinwerferlicht. Ich kniff die Augen zusammen.

»Finde ich hier Tomas Prinz?«, fragte sie.

Vielleicht gab es eine letzte Möglichkeit, wie ich versuchen könnte, meine Show zu retten.

Claire wurde jetzt mit Martinshorn ins Krankenhaus geliefert, und die Chicago-Truppe hatte erfolgreich den siebten Schuh als Zipfelmütze auf einem Schädel verankert. Die Ärzte würden bei Claire einen Bänderriss oder einen glatten Bruch diagnostizieren, und die Römer drechselten mit Kunsthaar die letzte Windung um die Styroporvorrichtung. Und während die Österreicher eine ganze Herde echsenartiger Gestalten mit riesigen Sprungfedern unter den Füßen an den Start brachten, hatten wir perfekt geschnittene Formen zu bieten, glitzernde Leggings, silberne Stiefel und ein paar Brusthaare, die wir noch rasieren oder ondulieren könnten. Aber die Hauptperson war weg, und die Arbeit eines Nachmittags für die Katz. *Teatime*.

Dieses fremde Mädchen mit den roten Haaren hatte sich hier im Trubel einen Stuhl ergattert und hingesetzt. Sie hielt die Tasse, die Archie ihm gebracht hatte, und fragte nach Milch und Zucker. Die Tänzer Henry und Jimmy zogen los, um das Gewünschte zu besorgen.

Ich hörte nicht richtig zu, als sie sagte: »Ich dachte, Frau Seidlein, Ihre Schwester, hätte Ihnen Bescheid gegeben. Wir hatten ein *date* am Bühneneingang – schon vergessen?«

Ihr Haar war wirklich ganz erstaunlich. Wie gesagt: zum Reingreifen und Unsinn machen. Was man damit alles anstellen konnte!

»Entschuldigung«, sagte ich und stand auf. »Darf ich?«  
Gesund, fest und unglaublich viel.

Sie lächelte, als würde ich sie streicheln, und sagte: »Ins Schlafzimmer der Queen zu kommen, ist jedenfalls einfacher als hierher, in die Albert Hall.«

»Nimm doch bitte mal die Brille ab.« Ich griff vorsichtig an die Bügel.

Grüne Augen kamen zum Vorschein, die unter geschwungenen dunklen Brauen in eine Welt hinausschauten, als hätten sie sie so noch nie gesehen. Und Sommersprossen vergnügten sich auf einer Nase, die so schmal war, dass sie dieses große Brillengestell eigentlich gar nicht schultern konnte.

»Schon besser, oder?«, fragte Dennis.

»Allerdings«, sagte Bea. »Überhaupt kein Vergleich.«

»Geh doch bitte mal ein paar Schritte.«

Sie fragte nicht, warum, und stand auf. Dieses Lächeln, sie war einfach anmutig. Nur merkwürdig, wie sie den Becher in der ausgestreckten Hand hielt, als würde sie auf einem Schwebebalken balancieren. Ich nahm ihr den Becher weg.

»Mister«, sagte sie. »Ich kann nichts sehen.«

»Hast du keine Linsen?«

»Nein.«

»Hast du überhaupt schon einmal auf einer Bühne gestanden?«

»Na klar! Ich habe bei Top-Shop gemodelt, rauf und runter.«

»Kannst du tanzen?«, fragte ich.

»Und singen.«

Bea sah mich an. Wir dachten dasselbe: Das könnte die

Lösung sein. Blieb nur noch das Problem mit der Kurzsichtigkeit.

»Ich weiß nicht einmal, wie du heißt«, sagte ich.

»Rosemarie.«

»Wie bitte?«

»Rosemarie Clifford. Ich komme aus Ipswich.«

»Und warum platzst du in meine Generalprobe?«

»Du sollst mich zu deiner Schwester nach München bringen...«

»Weißt du was?«

»...ich bin das Au-pair-Girl.«

»Nein, du bist engagiert. Ich brauche dich für meine Show.«